

# Bitte nicht engagieren!

Eine bayerische Lehrerin fördert ihre Schüler so gut, dass sie exzellente Noten haben. Jetzt soll sie strafversetzt werden

VON UNSEREM MITARBEITER  
CHRISTIAN BLEHER

Kurz vor Ende des bayerischen Schuljahres fasste Sabine Czerny einen Entschluss. Die Lehrerin entschloss sich, ihren Kollegen zu erklären, dass nicht sie es ist, die falsch tickt, wenn 91 Prozent der Kinder ihrer Klasse sich für eine weiterführende Schule qualifizieren. Sondern dass es das Schulsystem ist, das nicht ganz richtig sein kann, wenn es ein derart gutes Abschneiden als Problem darstellt.

Also verfasste Sabine Czerny einen offenen Brief ans Kollegium. Darin legte sie dar, warum sie alle darunter zu leiden hätten, wenn das System mittelmäßige Notenschnitte erzwingt. Nur zu dem Zweck, damit Realschule und Gymnasium, aber auch die ungeliebte Hauptschule mit ausreichend Kindern im Alter von zehn Jahren bestückt werden können.

Nicht nur wegen dieser ungewöhnlichen Art, mit den Kollegen zu kommunizieren, ist die Geschichte von Sabine Czerny ungewöhnlich. Sie ist es vor allem deshalb, weil die Lehrerin schiefe dafür angeschaut wird, dass sie ihren Job offensichtlich gut macht. Die 36-Jahre alte Pädagogin war bis zum Ende des Schuljahres monatelang den Anfeindungen ihrer Rektorin ausgesetzt, weil die 25 Schüler ihrer vierten Klasse in einer klassenübergreifenden Vergleichsarbeit in Mathematik einen Schnitt von 1,8 erreicht hatten. In einer Heimat- und Sachkunde-Probe schafften sie kurz darauf sogar einen Schnitt von 1,6. Beinahe erleichtert notierte Czerny nach einer Prüfung in Deutsch eine 2 vor dem Komma – und ertrug dabei, zu bedauern, dass einer ihrer wenigen Fünferschüler wegen Umzugs die Klasse verlassen würde.

Aus dem Rektorat waren wegen der ungewöhnlich guten Noten Vorwürfe laut geworden. Entweder sage sie Ergebnisse vor – oder sie korrigiere falsch. Die Leiterin des Schulamtes dementiert auf Nachfrage vehement, dass man von Amts wegen Notenschnitte vorgebe. Aber sie vergisst nicht, gleich im nächsten Satz zu ergänzen, dass eine Schulleiterin die „verdammte Pflicht“ habe, einem so ungewöhnlich guten Schnitt nachzuforschen. Es gebe halt viele Möglichkeiten zu beeinflussen, direkt oder indirekt.

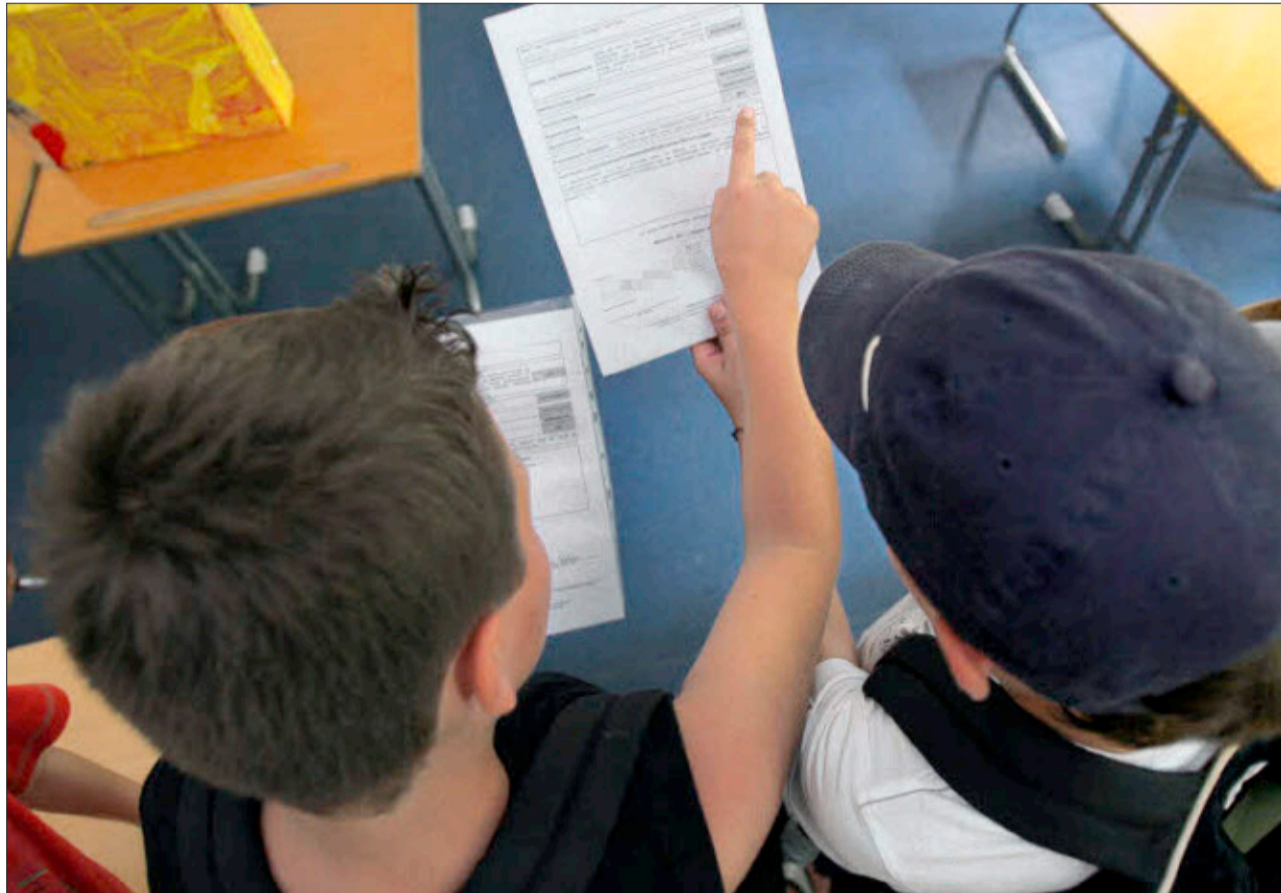
„Sie haben sich an das Niveau der Parallelkollegen anzupassen.“

Ermahnung des Schulrats

Noch in der letzten Schulwoche – unmittelbar nachdem Sabine Czernys Fall erstmals öffentlich wurde – ließ ihr die Frau vom Schulamt einen blauen Brief zukommen. Kernbotschaft: Sie habe den Schulfrieden gestört und werde daher an eine andere Grundschule versetzt. Das bayerische Kultusministerium wolle zu diesen Vorgängen keine Stellung beziehen, solange sie nicht den offiziellen Charakter eines „Dienstvorganges“ hätten, teilte ein Sprecher mit. Es gebe vonseiten des Ministeriums keine Aufforderung, bessere oder schlechtere Noten zu erteilen. Vergleichbare Leistungen müssten auch vergleichbar bewertet werden – nur so könne gerecht beurteilt werden.

Durch die Unterstellungen der Schulleitung und des Schulamtes fühlt sich Sabine Czerny zutiefst gekränkt. Die Grundschullehrerin hatte in den vergangenen zehn Jahren an mehreren Schulen unterrichtet, überall mit großem Erfolg. Dafür hat sie hart gearbeitet. Hat neben dem Schulalltag jahrelange Fortbildungen in unterschiedlichen pädagogischen, medizinischen und psychologischen Richtungen absolviert. Sie wollte besser verstehen, wie man Kinder fürs Lernen begeistern kann.

Sabine Czerny weiß zahlreiche Eltern hinter sich, die sie als pädagogisch und fachlich herausragend loben. Einmal fuhr ein Vater sogar ins Schulamt, um das Wort für die von den Kindern heiß geliebte Pädagogin zu ergreifen. „Mit welchem Recht



Zeugnisvergleich: Die Schüler von Sabine Czerny hatten zu gute Noten

FOTO: DPA

kommen Sie überhaupt hierher?“, herrschte man ihn dort an. Als die Lehrerin versuchte, ihre Pädagogik zu erklären, wies man sie an, sie solle nicht so „anmaßend“ auftreten. Als bekannt wurde, dass sie versetzt wird, haben die Eltern ihrer vierten Klasse prompt reagiert: Sie schrieben einen Protestbrief an das Schulamt, an den bayerischen Kultusminister Schneider sowie Bildungsministerin Schavan. Darin heißt es unter anderem: „Wir Eltern haben mit Staunen wahrgenommen, wie sich unter der Arbeit von Frau Czerny das Arbeitsverhalten unserer Kinder verbessert hat: Sie lernen gerne, sie wollen wissen und entdecken und sind mit Feuereifer bei der Sache.“

Czernys Erfolge machen offenbar nervös. Schon an der Vorgängerschule hatten die auffälligen Lernzuwächse mit einer zweiten Klasse zur Konfrontation mit dem Schulrat geführt. „Sie haben sich an das Niveau der Parallelkollegen anzupassen!“, wies der Mann seine Lehrerin an. Für die brach in diesem Moment eine Welt zusammen: Sich anzupassen – das hätte ja bedeutet, absichtlich schlechtere Resultate zu produzieren, nicht bessere.

Den Vorgesetzten störte, dass sich die Eltern der Parallelklassen beschwert hatten. Was lag da für den braven, bayerischen Schulbeamten näher, als mal eben für Ruhe zu sorgen? Czerny verwies einmal mehr auf ihre innovativen Methoden, ihre Hinwendung zu jedem einzelnen Kind, doch das nützte ihr nichts. Im Gegenteil. Fortan eilte ihr der Ruf voraus, aufsässig zu sein.

So sah sie sich zum Ende dieses Schuljahres gezwungen, einmal darzustellen, wofür sich bislang kaum jemand wirklich interessiert hatte: Warum ihre Kinder so gut gelernt hatten – und wie kontraproduktiv die gängige Benotungspraxis sei, die schon bei der Vermittlung einfacher Grundlagenstoffe notwendigerweise Verlierer produziere. Es sei widersinnig, schrieb sie, wenn es „Sitzplätze gibt, die eine bestimmte Zahl tragen“. Nämlich maximal drei Stühle mit der Ziffer 1, höchstens sechs Stühle mit der Ziffer 2, jeweils bis zu neun mit den Ziffern 3 und 4 und auch bis zu fünf Stühle mit den Ziffern 5 und 6.

Sie, die Lehrer, seien dadurch gezwungen, die Kinder auf diese Stühle zu platzieren. So aber breche man das Engagement jedes schwächeren Schülers, der könne lernen wie verrückt und bekomme

doch wieder nur eine schlechte Note – weil der Schnitt stimmen müsse. „Ein Fünferschüler bleibt ein Fünferschüler, einfach weil es Fünferschüler geben muss.“ In ihrem Plädoyer für eine andere Lern- und Bewertungskultur appellierte sie: „Bitte, machen wir uns bewusst, dass es hier keinen objektiven Maßstab gibt, der die tatsächliche Leistung misst! Wir erstellen Proben mehr oder weniger bewusst von vornherein unter dem Gesichtspunkt, dass der Schnitt stimmen soll beziehungsweise passen den Notenschlüssel im Nachhinein entsprechend an, das heißt, wir produzieren schlechte Kinder.“

Kinder im Grundschulalter aber identifizierten sich mit den Noten, viele, so schrieb sie, stellten irgendwann ihre Bemühungen ein, resignierten oder würden verhaltensauffällig. Das gehe vor allem Kindern aus sozial schwachen oder problematischen Familien so. Die bräuchten eher ihre Hilfe und Aussicht auf sichtbare Erfolge statt demoralisierende Rückmeldungen. Auch das Vertrauensverhältnis zu den Eltern leide, wenn man ihnen einerseits erzähle, wie wichtig Förderung sei, andererseits aber genötigt werde, schlechte Noten zu vergeben.

Was Sabine Czerny beschrieb, hat viel mit dem Namen Gauß zu tun – und mit einem System, das die nach dem Mathematiker benannte „Normalverteilung“ zur Norm erhebt. Gauß hatte beobachtet, dass in der Natur Extreme selten sind, die breite Mitte dafür umso öfter auftritt. Er hätte seine Beobachtung allerdings nicht unbedingt in einer Lerngruppe machen können. Wie falsch es ist, Notengebung am Maßstab eines vermeintlich naturgesetzhaft sich ergebenden Mittelwerts auszurichten, dämmerte irgendwann auch der Kultusministerkonferenz. Die schrieb 1968 eine „kriterienbezogene“ Benotung vor, statt der bis dahin gültigen Orientierung am Leistungsdurchschnitt der Klasse. Benotet werden darf in allen deutschen Bundesländern seitdem nur, in welchem Maße ein Schüler die „Anforderungen“ erfülle. In jüngster Zeit propagiert man „kriteriale Leistungsmessung“, der Bewertungsmaßstab bleibt jedoch ebenso unklar. Die individuelle Leistungsnorm, die den persönlichen Lernfortschritt zugrunde legt, wird gar nicht erst erwähnt. Horst Bartnitzky, Vorsitzender des Grundschulverbandes, hat beobachtet, dass

Lehrer zwar selten so massiv attackiert werden wie die Pädagogin Sabine Czerny, erklärt dies aber auch mit vorausseilendem Gehorsam. „Die Lehrer spüren den Druck“, sagt der Diplompädagoge und einstige Grundschulrektor, „und handeln ihm gemäß“.

Bartnitzky hat eine Expertise erarbeiten lassen, die unter dem Titel „Sind Noten nützlich – und nötig?“ erschienen ist. Darin weisen die Wissenschaftler nach, warum die scheinbar präzisen Schulnoten keineswegs objektiv seien. Sie zitieren dazu unter anderem das Experiment des österreichischen Pädagogen Rudolf Weiss, der 153 Lehrer ein- und dieselbe Mathematikarbeit beurteilen ließ. 41 Prozent von ihnen gaben eine Zwei, 42 Prozent eine Drei, die Eins wurde von sieben Prozent vergeben, die Vier von neun Prozent und ein Prozent der Probanden sahen in der Arbeit sogar eine Fünf.

„Ein Fünferschüler bleibt ein Fünferschüler, weil es Fünferschüler geben muss.“

Lehrerin Sabine Czerny

Es hänge eben stets davon ab, welchen Maßstab man anlege, um eine Anforderung etwa als ausreichend zu bewerten, sagt der Grundschulforscher Brügelmann. Dieser Maßstab aber sei nicht klar definiert. Nach den Regeln der Statistik sei es überdies eigentlich nicht zulässig, aus Noten, die nur Rangfolgen angäben, Mittelwerte zu errechnen. Und doch werden in Baden-Württemberg und Bayern in den Übertrittszeugnissen Gesamtnoten gemittelt, bis aufs Hundertstel genau.

Auch Sabine Czerny fühlt sich inzwischen genötigt, so zu unterrichten und Testaufgaben derart zu konstruieren, dass mit Sicherheit ausreichend Vierer, Fünfer und Sechser herauskommen und ihre Rektorin sie nicht weiter behandelt wie einen störrischen Esel. Ihr ist schmerzlich bewusst, dass sie Versager produziert, wenn sie sich an die Anweisung ihrer Vorgesetzten hält. Umso wütender macht sie der Satz, den sie schon so oft in Kollegien gehört hat: „Es gibt halt nun mal dumme Kinder.“

Der Brief, in dem Sabine Czerny solche Zusammenhänge erklärte, hatte übrigens keine Konsequenz: Vor der Konferenz des kommenden Tages hatte sich die Rektorin krank gemeldet und man hatte andere Dinge zu besprechen. So behielt Sabine Czerny das Papier bei sich. Und ging nun am 1. August mit dem deutlichen Gefühl in die sechswöchige Ferienzeit, dass ihre fachlichen Fähigkeiten und ihr Engagement nicht wirklich erwünscht sind.

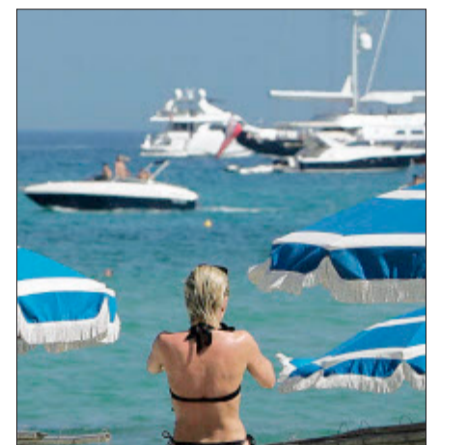
## Die Hölle über Saint-Tropez

Eine Bürgerinitiative kämpft gegen den Fluglärm des Jetsets

VON UNSEREM MITARBEITER  
HANS-HAGEN BREMER

„Können Sie es hören?“ Jean-Claude Molho unterbricht das Telefongespräch und wiederholt die Frage. „Können Sie es hören?“ Jetzt ist es deutlich in der Muschel zu vernehmen, das Knattern, das immer näher kommt, immer lauter, ohrenbetäubend wird und die Verständigung mit dem Anrufer aus Paris unmöglich macht. „So geht das alle zehn Minuten“, sagt Monsieur Molho. Der Zufall hat ihm in diesem Moment den Beweis beschert, das akustische corpus delicti, für den Lärm durch die Hubschrauberflüge, die den Einwohnern der Orte auf der Halbinsel von Saint-Tropez das Leben schwer machen.

„Kein Tag vergeht ohne diesen ständigen Lärm“, sagt der pensionierte Ingenieur. „Schon morgens um halb acht geht es los, und manchmal endet es erst um zehn Uhr am Abend.“ Besonders schlimm sei es an Wochenenden wie dem des 13. Juli, das dem französischen Nationalfeiertag vorausging. Im Sieben-Minuten-Takt und oft in niedriger Höhe hätten die Helikopter Kurs auf Saint-Tropez und seine Nachbarorte genommen, um Reiche und Schöne an den mondänen Badeort an der Côte-d'Azur zu bringen. „Es war die Hölle“, sagt Monsieur Molho. Am Wochenende des 15. August, dem Höhepunkt der Sommersaison, dürfte ihm ein neues Inferno bevorstehen. Dazu viel Arbeit, denn neuerdings sammelt er mit eigenen Lärmpegelmessern Beweismaterial für die akustische Luftverschmutzung. Mit seinen 76 Jahren steht er an der Spitze einer Bürgerinitiative „Halte Hélico“, die gegen das Rotorengedrömmel ankämpft. 500 Mitglieder gehören ihr inzwischen an. „Wir sind nicht gegen den Hubschrauberverkehr“ sagt er, „sondern nur gegen seine unkontrollierte Ausweitung.“ Häufig werde die Mindestflughöhe von 3300 Fuß unterschritten und die Zahl der pro Landeplatz erlaubten zehn Flugbewegungen überschritten.



Ganz schön laut hier: Badegast am Strand von St. Tropez

FOTO: AFP

20 Minuten dauert der Helikopterflug vom Flughafen Nizza nach Saint-Tropez. Die Fahrt über die Autobahn dagegen kann Stunden dauern, wenn der Verkehr im Sommer auf den letzten Kilometern nach der Abfahrt bei Le Muy nur noch im Schrittempo vorankommt. „Der Helikopter ist das beste Mittel, um ans Ziel zu kommen“, wirbt Héli Air Monaco, eine der vielen an der Côte-d'Azur tätigen Fluggesellschaften, für ihre Dienste.

Von solchen Angeboten macht gern eine Jetset-Klientel aus Filmstars und Formel-1-Fahrern Gebrauch, für die der ehemalige Fischerort trotz des Massentourismus ein sommerliches „must“ ist. Um deren Wünsche zu bedienen, sind mehr als 40 private Landeplätze entstanden. „Das ist kein Zubringerdienst mehr, sondern ein Taxi-Service für Millionäre, die schnell und bequem Villen oder Restaurants erreichen wollen“, schimpften die Teilnehmer einer Protestversammlung. 4000 Unterschriften von Sympathisanten sind bei Monsieur Molho bis heute für einen Aufruf eingegangen, in dem den Behörden angedroht wird, den Zugang zu Saint-Tropez zu sperren, wenn nichts gegen den Fluglärm geschehe.